

Das "Wunderbare" und die Erfahrung

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Geistesfreiheit**

Band (Jahr): **4 (1925)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407190>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VIII. hatte bestimmt, daß alle 100 Jahre ein Jubeljahr sein solle. Allein das Geschäft war zu glänzend gewesen, um es sich so lange entgehen zu lassen, und so ordnete Papst Clemens VI. das nächste Jubeljahr auf 1350 fest und verkürzte überhaupt den 100-jährigen Termin auf einen 50-jährigen, wohlverstanden «in Anbetracht der Kürze des menschlichen Lebens und nach dem Vorbild des Alten Bundes». «Trotz Krieg und Räuberunwesen, trotz Witterungsungunst und Pestgefahr» hatte das zweite Jubeljahr einen noch größern Erfolg als das erste. Klugerweise hatte der Papst die Bitten einiger Fürsten, ihren Untertanen den Ablaß in der Heimat zu gewähren, abgeschlagen und damit bewirkt, daß jeder, der sich den vollkommenen Ablaß sichern wollte, sein Opfer-scherflein auf einen römischen Altar legen mußte.

Wie es aber zu gehen pflegt, daß mit dem Essen der Appetit wächst, brachte es Urban VI. nicht über sich, das 50. Jahr abzuwarten, sondern erhob schon das 40. (1390) zum Jubeljahr. Er hatte aber weniger Glück als seine Vorgänger. Es gab außer ihm noch einen Papst in Avignon; die beiden lagen sich selbstverständlich in den Haaren, jeder hatte seine Anhänger, und weil zu dem Gegenpapst in Avignon Frankreich, Spanien, Schottland, Neapel und Sizilien hielten, blieb für den «rechtmäßigen» in Rom nicht mehr gar viel übrig. Ein 40-jähriger Termin ließ sich nicht leicht begründen; deshalb verfügte Urban VI. für die Zukunft, auch mit dem Hinweis auf die Kürze des menschlichen Lebens und um der Sache biblischen Halt zu geben — nach den 33 Lebensjahren Christi, daß jedes 33. Jahr ein Jubeljahr sein soll.

Urban VI. erlebte das Jahr 1390 nicht, das schlechte Geschäft fiel seinem Nachfolger Bonifaz IX. zu, der dann 10 Jahre später, um den Ausfall zu decken, ein «außerordentliches Jubiläum» anordnete. Das nächste ordnungsgemäße fiel auf das Jahr 1423, das fünfte, das nach der Bestimmung Urbans des VI. auf das Jahr 1456 hätte fallen sollen, wurde schon 1450. also schon nach 27 Jahren abgehalten.

[Pater Segmüller und die «Neuen Zürcher Nachrichten» rechnen zwar, dass es «nach der Bestimmung Urbans VI. auf 1446 gefallen wäre, aber wegen unruhigen Zeiten verschoben werden musste». (!!!) — Entweder verdienen diese Herren Geschichtsschreiber eine sehr schlechte Note im Rechnen, oder sie halten ihre Leser für so glaubensstark, dass sie an die Richtigkeit der Rechnung $1423 + 33 = 1446$ so fest glauben wie an ein Dogma und selbstverständlich mit tiefem Mitleid für den damaligen Hirten und seine Herde auch an die *Hinausschiebung des Jubeljahres um volle 4 Jahre* und an die Begründung mit den bösen Zeitläuften glauben, während der Termin abermals willkürlich um *6 Jahre gekürzt* worden war (denn $1423 + 33 = 1456$), was durch obige Rechnung verschleiert wird; man nimmt doch kein Gebetbuch («Das Gnadenjahr» von Pater Segmüller) zur Hand, um seine Rechenexempel auf ihre Richtigkeit zu prüfen!]

Dieses Jubeljahr zeigte wieder Hochkonjunktur; das Gedränge in den und um die Kirchen war oft lebensgefährlich; einmal wurden bei der Engelsbrücke 200 Personen erdrückt. (Gotteslohn für Frömmigkeit!!)

Da der 33-jährige Turnus «gewisse Nachteile» hatte, beschloß Paul II. (der vor seiner Wahl zum Papste, um gewählt zu werden, sich zu bestimmten Reformen eidlich verpflichtet hatte, nach der Wahl aber deren Durchführung mit der Begründung, den Kardinälen komme kein Recht zu, einem Papste Bedingungen vorzuschreiben, verweigerte), jedes 25. Jahr solle ein Jubeljahr sein. Also fiel das 6. auf das Jahr 1475, das 7. auf das Jahr 1500, zu dessen Beginn der berühmte Alexander VI. die Zeremonie der Oeffnung der heiligen Pforte einführte.

Seither sind die Päpste beim 25-jährigen Turnus geblieben; denn eine noch häufigere Wiederholung hätte sich nicht mehr wohl mit der «Kürze des menschlichen Lebens» begründen lassen. Nur wenige Male mußte aus politischen Gründen ein Termin «überhüpft» werden. Und so sind wir glücklich beim zweiundzwanzigsten angelangt, das durch die Heiligsprechung des seligen Petrus Canisius, der die 17 letzten Jahre seines Lebens im Ordenskolegium zu Freiburg verbrachte, für die Schweiz eine besondere Bedeutung haben soll. Das katholische Volk wird von der katholischen Presse aufgefordert, in hellen Scharen nach Rom zu pilgern zur größern Ehre des Kandidaten der Heiligkeit; doch scheint weder für diese besondere Attraktion noch für die Jubiläumspilgerei überhaupt die Woge der Begeisterung hoch zu gehen.

E. Br.

Das „Wunderbare“ und die Erfahrung.

Von Ludwig Eldersch, Wien.

Das «Wunderbare», jenes ungewöhnliche Sein, das uns zu einem *Anstaunen* nötigt, jenes Attribut gewisser Dinge, dem etwas Ueberirdisches, Uebernatürliches anhaftet, ist ein dominierender Faktor im Begriffsleben des Unwissenden, des Primitiven. Jede Erscheinung, die ihn nach den Grundgesetzen der Erfahrung ungewöhnlich dünkt, ist ihm «wunderbar», d. h. von geheimnisvollen Kräften beeinflusst oder hervorgerufen. Das «Wunderbare», jenes breite Fundament, auf dem sich die folgenschwere Unbildung der Massen aufbaut und sie zur Kapitulation vor der Mystik des «Rätselhaften» zwingt, ist eine unterwerfungsfordernde Autorität, die ihren verderblichen Geistesterror auf die Menschen ausübt, die zu denken, zu forschen und suchen verlernt haben. Dieses Rudiment des intellektuellen Lebens hat, weil es konsequent die Erfahrung ohnmächtig nennt und sie verhöhnt, das kritiklose Glauben erzeugt, das die Grundlage der Religion bildet. Das «Wunderbare» steht in engem Zusammenhange mit dem Glauben an das Göttliche. Und da das kritiklose Hinnehmen von Erscheinungen, die angeblich über den Bereich des *sinnlich Erfassbaren* gehen, ein Moment des Geistesverfalles ist, muß die *Vernichtung des Pseudobegriffes «Wunderbar» ein Werk des Kulturfortschrittes* sein. Im Leben wie in jeder Wissenschaft muß die Erkenntnis Wurzel fassen, daß die Realität, d. h. die wahre Gestalt und Erscheinungsform der Dinge nur durch die prüfende Erfahrung (Empirie) erkennbar und *alles das, was über ihren Bereich geht, auf natürlichen Tatsachen beruht, aber gegenwärtig noch nicht restlos durch die Vernunft erklärt ist*. Deshalb ein Ding mit dem Nimbus des Göttlichen zu umgeben, weil seine Natur (Wesenheit) noch nicht vollkommen erkannt ist, wäre vernunftwidrig und wir überlassen — auf die immer vorwärtsschreitende Entwicklung der empirischen Wissenschaften bauend — die Geisterseherei und Mystifizierung den wissenschaftlichen und theologischen Pfaffen.

Wir erhalten Kenntnis von der Umwelt durch die Sinnesorgane; das vom Verstande beobachtete Ding wird durch diese Organe mehr oder weniger exakt auf seine physische Beschaffenheit geprüft, und mit blitzartiger Geschwindigkeit entsteht im Zentralorgan, dem Gehirn; ein Bild des Dinges. Das Erinnerungsvermögen mahnt an Aehnlichkeiten und Identität mit anderen Dingen, die im Geiste an uns vorbeischieben, und durch diesen *Vergleich* entwickelt sich die Erfahrung. Sie ist eigentlich nichts anderes als eine *Disposition, die Bilder der Dinge im Intellekt zu reproduzieren, ein Aufsuchen von Differenzen an zwei Dingen*. Denn zur Erfahrung gehört ein Ding, das sich soeben in den Kreis des Erkennens gedrängt hat, und eines, das *früher* erfahren, aber notwendig zum Vergleiche herangezogen werden muß; wobei letzteres immer eine gewisse Aehnlichkeit mit dem zu erfahrenden Dinge aufweist.

So ist die Erfahrung ein ständiges Vergleichen, ein Kritisieren. Alles, was diesem Prozesse zugeführt werden kann, heißt real, wirklich. Es besteht keine andere Möglichkeit, das wahre Wesen der Dinge zu erkennen: auf diesen Grundsätzen ruht das gigantische Gebäude der Wissenschaft. Nun drängt sich dem ewig zweifelnden, suchenden Verstande ein Problem auf, das ihn überall verfolgt, ihn zum Schwächebewußtsein des geistigen Ohnmächtigseins führt: das *Transzendente*. Uebersinnliche. Nichterfahrungsfähige. Wie ein Schatten folgt es jedem Dinge, heißt Wesenheit, letzte Ursache, Ding an sich... Dieses der Erfahrung spottende Geheimnisvolle entsteht in uns bei Beobachtung der primitivsten Gegenstände und hat deshalb eine so große Wirkung auf das Geistesleben, weil es der Wissenschaft noch nicht vollends gelungen ist, es seiner Glorie des Rätselhaften zu entkleiden. Was ist z. B. Leben? Eine Kraft, die weder physikalisch noch chemisch zu erklären ist, ein Geheimnis, ein Mysterium. Die Wissenschaft hat noch keine rechte Erkenntnis darüber. Und nun kommen die bei Phrasen Zufucht suchenden Geistesfeiglinge und sagen mit naiver Gläubigkeit: ein Wunder, ein unerkklärliches, ewiges Wunder....

Die Wissenschaft hat eine Jahrtausende alte Entwicklung durchgemacht, und viel «Wunderbares» ist in diesem langen Zeitraum als *Naturerscheinung* entlarvt worden. Das

senile Sich-selbst-aufgeben, das melancholische «Ignorabilismus», hat niemals an dem Fortschritt teilgehabt. Die progressive Steigerung unseres Wissens berechtigt uns zu der Vermutung, daß alles «Wunderbare», Rätselhafte restlos als natürliches Phänomen erklärt werden wird. Zum überzeugungslosen Glauben an überirdische Wesenheiten bleibt dann noch genug Zeit.

Die Erfahrung hat bisher alle für Wunder gehaltenen Erscheinungen erklärt, und wir haben das Recht, zu sagen, daß auch alle modernen Wunder keine sind. Die schönen Phrasen vom «Wunder in uns» etc. sind völlig inhaltlos, und da sie meist vom unselbständigen Leser ungeprüft aufgenommen und so weiterverbreitet werden, durchaus kulturfeindlich, geistige Seuchen. Selbst freidenkende Männer gefallen sich im Gebrauch mit dem Worte «Wunder». Allerdings benutzen sie es mehr als *Interjektion*, als Empfindungswort und sprechen es dann, wenn sie in Begeisterung über ein Naturereignis geraten. «Wunderbar!» sagen die Beobachter eines Alpenglühens, einer Landschaft... und lassen damit ihrem ästhetischen Empfinden freien Lauf, ohne zu bedenken, welch gefährliche und *demagogische Phrase* sie gebrauchen und wie sehr sie der Unvernunft des Glaubens damit Vorschub leisten.

Carl Spitteler.

Am letzten Tage des vergangenen Jahres ist Carl Spitteler als Erster — ein Zufall von fast symbolischer Bedeutung — im Luzerner Krematorium der Flamme übergeben worden. Die jetzige Generation der Schweizer Dichter hat in ihm ihren grössten Vertreter verloren.

1845 in Liestal geboren, studierte Spitteler zunächst die Rechte, dann Theologie. Jakob Burckhardt, der überlegene, entsagungsvolle Betrachter der menschlichen Dinge, übte auf den Studenten einen bestimmenden Einfluß aus, sowohl was seine Anschauungen über Kunst, als auch, was die pessimistische Einstellung zum Leben betrifft. Innerlich außerstande, das Pfarramt zu verwalten, wirkte Spitteler acht Jahre lang als Hauslehrer in Rußland. Nach seiner Rückkehr (1879) war er Professor an verschiedenen Mittelschulen, später Redaktor, bis es ihm, der sich immer als «Tasso unter Demokraten» gefühlt hat, seine Verhältnisse erlaubten, die bürgerliche Tätigkeit aufzugeben und ganz seiner «Gestrenge Herren», dem eingebornen Gesetz seines Wesens, zu leben.

Von seinem Dichterberufe hatte Spitteler eine sehr hohe Auffassung. Schon sein Erstling «Prometheus und Epimetheus» (1880) war ein großer Wurf. Sein Thema ist Spittelers ureigenste Angelegenheit: die Selbstbeherrschung einer großen Seele gegen eine Welt von Kleinheit und Gemeinheit,

sein Darstellungsmittel eine bilderträchtige Sprache von alttestamentlichem Gang und Haltung. Aber die Zeit des Naturalismus, die eben damals anbrach, ging an diesem Werk eines Unzeitgemäßen achtlos vorbei, obschon Männer von literarischem Ruf sich dafür einsetzten. Dieser Nichtanerkennung gegenüber hat der Dichter sein Selbstvertrauen und seine Schaffensfreude nur um den Preis tiefer Menschenverachtung behaupten können; aber von seinem Wege abdrängen ließ er sich nicht. Sah der Naturalismus die Aufgabe der Dichtung im genauen Nachzeichnen der Wirklichkeit, so verlegte Spitteler ihr Walten ins freie Reich der Phantasie. Den Roman verachtete er. Für ihn war der Vers das einzig würdige Kleid der Poesie. Wenn er trotzdem einige Erzählungen in Prosa schrieb, so tat er es nur, um zu zeigen, daß er das auch könne. Im übrigen schuf sich sein überragender Kunstverstand in unausgesetzter Arbeit das Gefäß für die Visionen seiner reichen Einbildungskraft. Diese nie erlahmende Willensenergie, die ohne Kompromiß stets nach dem Höchsten, nach der Vollendung strebt, macht die eigentliche Größe Spittelers aus. Als Lohn wurde ihm eine seltene technische Meisterschaft. Sein Hauptwerk, der «Olympische Frühling», strahlt in so farbenreichem Glanze, daß man seinen Schöpfer einem Homer, Dante und Goethe an die Seite gestellt hat. Aber bei diesem Vergleich zeigt sich, was Spitteler fehlt. Jene Großen der Weltliteratur haben jeder in seinem Werk den Geist eines ganzen Zeitalters verliehen. Sie konnten das, weil sie der Welt, deren Abbild sie schufen, aufs innigste verbunden waren. Spitteler aber hat sich bewußt auf sich selbst zurückgezogen; er hat die Welt von sich gewiesen, sie als das Werk eines Pfuschers verdammt. Hier liegt der Grund, warum er viele nicht innerlich zu ergreifen vermag. Diese starre Abwehrgebärde schafft keine warm durchflutete Welt, sondern nur einzelne Bilder, bunt und glänzend, aber marmorkalt. Bei aller Ehrfurcht vor dem, was Spitteler geleistet: der Vergleich mit jenen Repräsentanten bekommt ihm nicht gut. Aber vielleicht war es ihm genug, ihn ertrotzt zu haben.

Abwehr.

Das «Schweizerische Katholische Volksblatt» will seinen Lesern weismachen, der Mangel an Religionsunterricht sei die Hauptursache für die Verbrechen und stützt sich hierbei auf die Studie des Rektors einer protestantischen Episkopalkirche in den Vereinigten Staaten. Es ist die alte fanatische Lüge von der Minderwertigkeit der weltlichen Ethik gegenüber der kirchlichen Moralbegründung, der wir schon mehrfach entgegengetreten sind, auch mit statistischem Material, aus dem hervorgeht, daß die Konfession, die ihre Bekenner am stärksten bindet und am unverschämtesten mit ihrer Mo-

Feuilleton.

Die neidischen Kapellen.

Von Carl Spitteler.

Erste Kapelle:

Siehst du wieder den Thomas, wie er den Kirchturm streckt?
Und die Agnes, wie sie mit ihrem neuen Dachstuhl geckt?
Sie können vor Dünkel den Blast nicht finden.

Zweite Kapelle:

Der Lorenz tut auch so wichtig dort hinten.

Erste Kapelle:

Mir ekelt vor dem Geprahle,
Sie höfeln alle der Kathedrale.
Die meint auch, was das bedeutet,
Dass sie mit der dicksten Glocke läutet.
Hat immer ihr Maul darinnen.
Gleich wird's beginnen.

Zweite Kapelle:

Weisst du, wir halten still,
Bis alles läuten will.
Dann päng!
An die Sträng!
Pardein!
Mit der Schelle hinein!
Sind wir nicht lieblich zu hören,
Wir können die andern doch stören.
Achtung! sie kommen jetzt.
Vorwärts! gehetzt!

Beide Kapellen:

Kapelle,
Mach schnelle,

Rühr' die Schelle,
Bimbelle,
Kling' gelle,
Läut' helle,
Läut' grelle —

Es ist gediehen:
Wir haben sie überschrien.

Aus «Glockenlieder»,
verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, 1906.

Chasté.

W. A. Rietmann.

Ein Engadiner Herbsttag mit leeren Hotelpalästen, roten Lärchen, jagenden Wolken und schauernden Winden. Der einsame Wanderer verlässt in Silvanlana die staubige Heerstrasse und steuert dem ehemaligen Schlosse des Fürsten von Linpe zu, das im Wandel des Kriegsglücks und der Valuta in Schweizer-Besitz überging und ein Kunstmuseum mit Fife o'clock tea wurde. Der Blick prallt an den Mauern der Zwingburg ab, weidet sich an den Bergen des Julierpasses, gleitet über den neuschneeüberzuckerten Piz Corvatsch und bleibt an den wirklich noch unverdorbenen malerischen Hütten des nahen von Lawinen und Wildwassern stark mitgenommenen Fischerdörfchens Surlej hängen, hier noch ein urchiges Stücklein Alt-Engadin ohne protzige Paläste und steife Parks geniessend.

Auf schmalen Pfad über holperige Spuren des Hochwassers bergauf, bergab geht's durch den Hochwald den zischenden Wellen des vom rauhen Winde gepeitschten Sees entlang. Eilig klopft die Spechtmeise noch ihre spärliche Nahrung aus grober Rinde. Melancholisch verhüllen die Felskolosse des Polaschin und Lagrev ihre mächtigen Häupter. Stärker rauscht die Welle, schärfer pfeift der Wind, und träge wälzt sich das graue Nebel-